

TEXT *Annett Scheffel* ♥

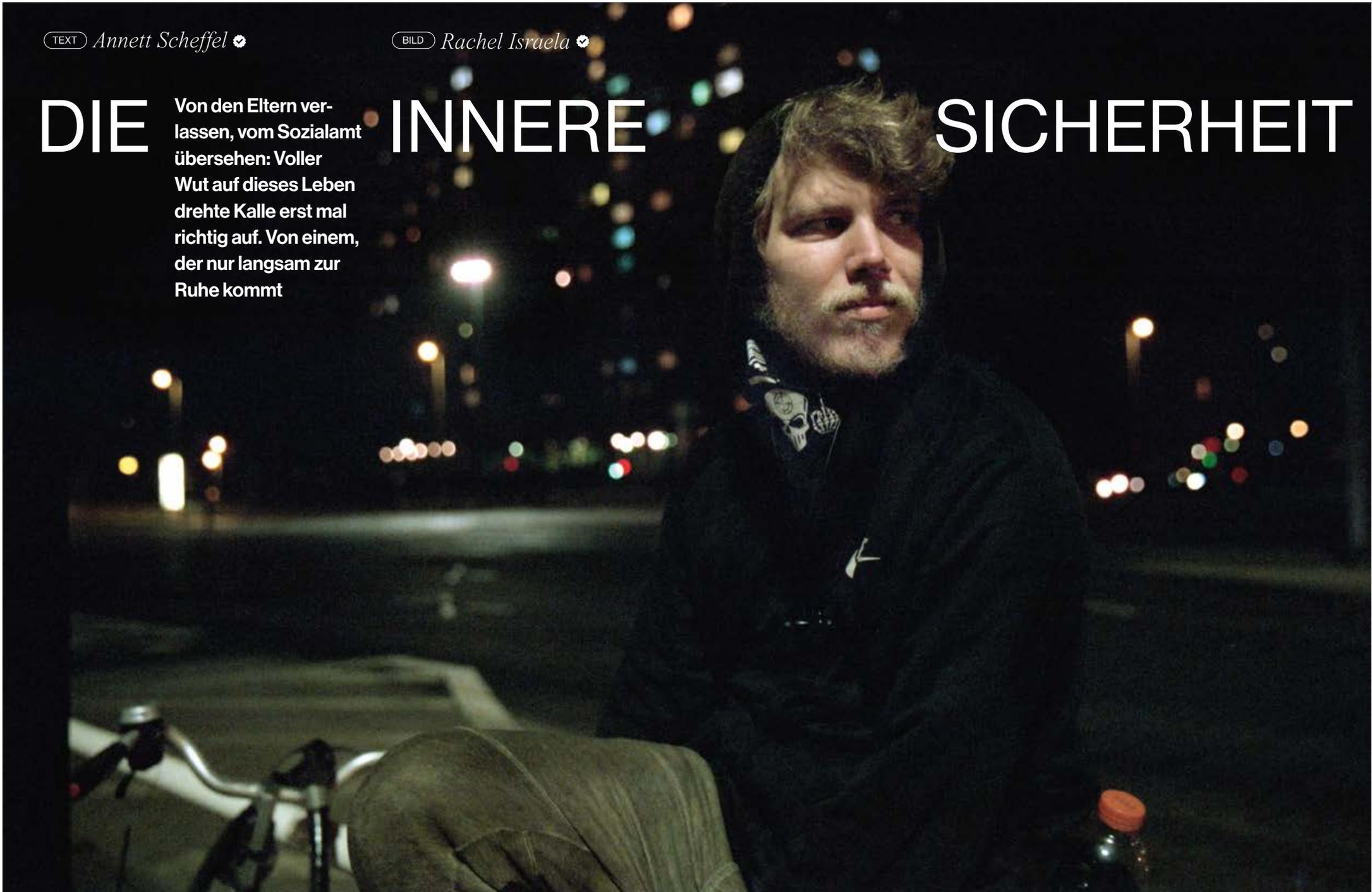
BILD *Rachel Israela* ♥

DIE

Von den Eltern verlassen, vom Sozialamt übersehen: Voller Wut auf dieses Leben drehte Kalle erst mal richtig auf. Von einem, der nur langsam zur Ruhe kommt

INNERE

SICHERHEIT



Vor dem Supermarkt führt eine obdachlose Frau Selbstgespräche. Wirres Zeug, vage adressiert an ein System, das sie hat fallen lassen. Mehr versteht man nicht. Sie schreit es in die Nacht hinein. Und doch guckt niemand, der an diesem Abend über den trostlosen Parkplatz läuft. Niemand außer Kalle. „Die ist auf irgendwas hängen geblieben“, sagt er. Kalle kann Dinge gut herunterspielen. In seiner Stimme ist ein bisschen Mitleid, aber auch Sarkasmus, Unverständnis, Erinnerungen an früher. „An so 'ner Situation ist auch jeder selber schuld.“ Kurze Pause. Dann ergänzt er: „Nicht nur. Nicht alleine. Aber immer zum Teil. Man muss halt das Beste aus jeder Scheiße machen.“

Kalle hat selbst mehr als drei Jahre auf der Straße gelebt, nachdem er mit fünfzehn zu Hause rausgeflogen war. Für Jugendliche wie ihn gibt es in der deutschen Kinder- und Jugendhilfe den Begriff „Systemsprenger“: junge Menschen, die durchs Raster der Hilfsmaßnahmen rutschen, die seit frühester Kindheit traumatisiert und aggressiv sind, die in keinem Heim, keiner Pflegefamilie und Wohngruppe einen Platz finden, nicht mehr weitervermittelt werden können und auf der Straße landen. Allein in Berlin, wo Kalle lebt, sind das derzeit um die 2.000 Jugendliche.

Kalle heißt eigentlich Pascal. So nennt ihn aber keiner. Er hat noch einen zweiten Vornamen, denselben wie sein Vater, den er aber hasst und mit dem er nichts zu tun haben will, weil er gleich nach Kalles Geburt verschwand. Die letzte Erinnerung ist, wie er als Sechsjähriger seinem Vater bei einem Besuch das



Gesicht blutig schlug. „Er hatte versprochen, alleine zu kommen. Aber dann hing ihm seine neue Freundin am Hals. Da bin ich ausgetickt.“ Fragt man Kalle nach seiner Kindheit, ist das eine der ersten Geschichten, die er erzählt. Und man spürt, dass er immer noch ein bisschen stolz darauf ist. Es ist eine Geschichte, die von einem kleinen Jungen erzählt, der stark genug ist, es einem erwachsenen Mann zu zeigen. Erst wenn man weiterfragt, merkt man: Es ist auch die Geschichte eines kleinen Jungen, der das erste Mal sieht, dass man sich nicht auf andere Menschen verlassen kann.

Heute ist Kalle 21 Jahre alt. Er hat mittlerweile verstanden, dass er sich mit diesem und den vielen folgenden Ausrastern den Weg verbaut hat. „Mein Verhalten hat mir nicht wirklich geholfen.“ Mit der Unterstützung von Freestyle, einem gemeinnützigen Verein für Jugendhilfe, ist er vor zwei Jahren in einen der Wohnblöcke gezogen, die den Supermarkt umgeben. Eine kleine Einzimmerwohnung, 16. Stock, in Berlin-Friedrichsfelde, im Osten der Stadt. Bett, Spielkonsole, viel mehr braucht er nicht. Aufräumen tut er nur, wenn Besuch kommt. Kalle liebt die Nacht. Er liebt die leeren Straßen und die Ruhe. Er liebt es, wenn die anderen schlafen und er allein ist in der Stadt – oder es sich zumindest so anfühlt. Stunden wie unter einer Schutzfolie. „Da hab ich meine Ruhe. Da ist die Stadt, was sie sein sollte: eine ruhige City.“ Am liebsten fährt er dann stundenlang mit dem Fahrrad herum. Einfach drauflos, ohne Ziel, mit Kopfhörern und Technomusik. Das ist seine Art, ein bisschen von der vielen Energie loszuwerden. Auch wenn er ruhig ist, steht er immer unter Strom. Jeden Augenblick bereit für Action.

Kalle ist ein kluger Typ. Begegnet man ihm nett und aufgeschlossen, ist er es auch. Ist man gereizt und laut, rastet er schnell aus. „Da werd ich fluffig“, sagt er, wenn er wütend meint. Was das genau bedeutet, kann man nur erahnen. Aber in seinen Geschichten tauchen Metallstangen und Massenschlägereien auf, und er berichtet von „Orten, wo man sich schlagen kann“ (wenig Polizei,



Stundenlang mit dem Rad durch leere Straßen – Kalle liebt die Ruhe und die Nacht

Zeugen, Kameras) und von „Orten, wo man dafür wirklich 'n guten Grund braucht“. Von der Berliner Polizei wird er als gemeingefährlich eingestuft. Die Aggressivität und der Hang zum Gewalttätigen habe er von seinem Vater, genau wie seine zehn Geschwister. Die Mutter war überfordert und gab ihre Kinder früh weg. So wie Kalle es erzählt, hat sie sich nie besonders für ihn interessiert. „Ich kann meine Familie nicht wirklich leiden“, sagt er. Er war drei, als er ins SOS-Kinderdorf Brandenburg kam. „Meine Mutter hatte zu viele Kinder, mit denen sie nicht klar kam. In meiner Familie fahren alle leicht aus der Haut. In Brandenburg hatten wir keinen guten Ruf. Es reichte schon, wenn wir unseren Nachnamen sagten.“ Bei Kalle wird ADHS diagnostiziert; aber die Medikamente nehmen ihm den Appetit, also setzt er sie bald ab. Auch in der Schule ist er ab der siebten Klasse immer seltener. Zweimal fliegt er raus: erst aus dem Kinderdorf, dann auch aus einer Wohngruppe des Evangelischen Jugendwerks. „Wegen irgend 'nem Schwachsinn. Weil ich dumm war, weil ich jung war, weil ich vieles ausprobiert habe.“ Zum Beispiel mit einem Feuerlöscher rumzusprühen. Mit fünfzehn: ein letzter gescheiterter Versuch, zur Mutter zurückzuziehen. Aber dann, so scheint es, gehen dem Jugendamt die Ideen aus, wo man ihn als Nächstes unterbringen könnte. Kalles Odysee endet auf der Straße.

Im Rückblick wirkt es, als ob an diesem Punkt ein Faden reißt: der zwischen einem wütenden, schwer zu kontrollierenden Jugendlichen und einem Hilfsnetz, das für Fälle wie seinen nicht eng genug gewebt ist. „Lohnt sich nicht, sich aufzuregen, wenn man eh nichts dran ändern kann“, sagt Kalle über diese Zeit. Seine Überlebensstrategie damals: „alles scheißegal“ und sich gleichzeitig „nicht runterziehen lassen“. Das ist es auch, was er meint, wenn er jetzt auf dem Supermarktparkplatz sagt, man müsse das Beste aus jeder Situation machen. Damals auf der Straße hieß das zum Beispiel, geklaute Fahrräder für einen Zwanziger verticken, um ein bisschen Geld zu haben. Oder endlos mit der U-Bahn rumfahren, um den Tag rumzukriegen. Sich irgendwann was zu essen besorgen, was zu trinken und zu kiffen, manchmal auch Speed oder andere synthetische Drogen. Und sich abends einen Schlafplatz organisieren. Kalle schlief abwechselnd bei Kumpels, in der Notunterkunft des Berliner Kinderschutzes oder zog die ganze Nacht mit Freunden herum. Über dieses Leben voller Tricks und Strategien, aber ohne festen Platz sagt er heute: „Es war nicht das Schlimmste, aber auch nicht das Beste. Es ging halt.“ Man spürt, dass Kalle nicht alles erzählen will. Sein Glück war es, dass er beim Kiffen blieb und nie richtig mit härteren Drogen anfang. Wie das ausgehen kann, hat er bei Freunden aus dieser Zeit gesehen.



Einen fünfstelligen Schuldenbetrag muss Kalle noch zurückzahlen – wegen jahrelangen Schwarzfahrens

Zwei Wochen vor dem Treffen mit Kalle in Friedrichsfelde sitzt Sven Knab im Büro von Freestyle und wartet auf ihn. Draußen liegt Schnee, weswegen der mit dem Fahrrad nicht vorankommt und erst mit einiger Verspätung, nass gespritzter Hose und komplett genervt erscheint. Wieder so ein Scheißtag. Sven Knab leitet den Jugendhilfeverein, der Kalle betreut und dem die Einzimmerwohnung gehört. Der Junge habe einen besonderen Platz in seinem Herzen, sagt Knab. Die beiden kennen sich seit Kalles Zeit auf der Straße. Heute wollen sie überlegen, wie sie das mit den Stromschulden regeln. Freestyle betreut derzeit mit 106 Mitarbeitern 236 Jugendliche auf dem Weg in eine eigene Wohnung. „Kaputte Elternhäuser wie bei Kalle sind die Regel“, sagt Knab. „Ansonsten gibt es nichts, was es nicht gibt. Du denkst immer, du kennst nach all den Jahren schon die ganz große Scheiße. Aber es kommen immer noch neue Varianten dazu.“

„Systemsprenger“ ist ein Wort wie aus einem Actionfilm. Als Begriff ist es trotzdem erst mal schwierig, weil es etwas Böses suggeriert, nämlich ein Kind oder einen Jugendlichen, der die Gesellschaft überfordert. Doch eigentlich beschreibt es nicht den Jugendlichen, sondern seinen Marsch durch die Institutionen, vorbei an Pflegeeltern und Erziehern, die seine Bedürfnisse nicht auffangen können, vorbei an Sachbearbeitern beim Jugendamt, die die Situation vielleicht richtig einschätzen, aber keine freien Plätze im Wohnprojekt haben. Dabei ist das deutsche Hilffssystem eigentlich gut – oder jedenfalls besser als in anderen westlichen Ländern. Salopp gesagt: Deutschland probiert es wenigstens, diese jungen Menschen aufzufangen. „Die Frage ist gar nicht so sehr, was da schief läuft“, sagt Sven Knab. „Damit einem Jugendlichen gut und langfristig geholfen werden kann, müssen unglaublich viele Variablen zusammenspielen. Wenn eine einzige nicht stimmt, rauscht er sofort wieder durchs System.“ Eigentlich ist also keiner schuld. Oder alle. Je nachdem, von welcher Seite man es betrachtet.

Wenn man Kalle nach dem Jugendamt fragt, sagt er, man habe ihm da immer falsche Hoffnungen gemacht. „Auf Plätze, die irgendwann vielleicht mal frei werden. Wir kriegen das schon hin“ war der Standardspruch.“ Einmal rastet er bei einem Termin aus, schießt den Schreibtisch der Sachbearbeiterin um. Die gibt den Fall dann weiter. So geht das über Jahre. Sven Knab sagt: „Bei Kalle ist es ausgesprochen scheiße gelaufen, ganz so schlimm ist es nicht immer. Er wurde ständig weitergeschoben, bis niemand mehr da war, zu dem man ihn hätte weiterschieben können. Noch dazu hatte er das Pech, dass das Jugendamt seine Familie quasi aufgegeben hatte. Da wollte sich niemand drum kümmern. Dieser Nachname ist leider nicht besetzt.“ Kalle lacht, obwohl das natürlich nicht lustig ist.

Seine Geschichte ist auch die über ein System, das für alle funktionieren soll, es aber nicht tut. Zum Beispiel für ein Leben, in dem schon alles schiefgegangen ist, das aber eigentlich noch gar nicht richtig angefangen hat. Ein Leben, in dem man mit 21 schon einen riesigen Schuldenberg angehäuft hat, bevor überhaupt irgendeine Ausbildung begonnen ist. Zu den Stromrechnungen kommen zwei Behandlungen in der Notaufnahme aus einer Zeit, in der Kalle nicht krankenversichert war. Und weil er jahrelang fast täglich beim Schwarzfahren erwischt wurde, schuldet er den Berliner Verkehrsbetrieben einen fünfstelligen Betrag. Wie viel es genau ist, weiß er nicht. Aber mit Mahnkosten, Inkassogebühren und Zinsen ist einiges zusammengekommen. „Ich hab meinen Personalausweis als Fahrkarte benutzt“, sagt er und grinst. Das ist einer der Scherze, die er gern benutzt. Es ist seine Art, sich abzugrenzen, sich in dieser Welt zu verorten, in der es für andere stinknormaler Alltag ist, einen Fahrschein zu ziehen.

Kalle sagt: „Ich hab von mir selbst immer behauptet: Ich bin ein Fehler im System. Mein Fehler ist es, manchen Leuten viel zu viel zu vertrauen und anderen viel zu wenig. Deswegen bin ich

lieber für mich. Alleine ist man besser dran. Alleine kann man nicht so oft verletzt werden.“

Also verbringt er die meisten Tage in seinem Bett im 16. Stock. Schlafen, zocken, essen, ab und zu mal einen Film. Kiffen tut er immer noch viel. Das beruhigt ihn. Ab und zu spielt er mit Freunden Fußball oder passt auf den nervigen Hund seiner Schwester auf. Und er wartet. Dass sich das mit den Schulden klärt. Dann will er eine Ausbildung bei einem Sicherheitsdienst machen. „Ich will meine Aggressionen sinnvoll nutzen. Und Leute auf Abstand halten – darauf hab ich Bock.“ Die Bewerbungen sind schon fertig.

Der Supermarkt hat längst geschlossen. Die obdachlose Frau ist eingeschlafen. Auf der Hauptstraße hinter dem Hochhaus donnern die Lkw vorbei. Ansonsten ist es still. Kalle sitzt auf einem Geländer und hat das Zettelchen eines Glückskekkes in der Hand. Irgendwas mit Veränderung und Erfolg steht da. Er lacht wieder. Was seine Hoffnung sei? „Keine Ahnung. Das Leben überstehen.“ ✓

